GENDER
OPEN
REPOSITORIUM

Über das Verhältnis von utopischen Vorgriffen und realen Eingriffen : Ein Kommentar zum widersprüchlichen Erbe sozialistischer Feminismen für die Gegenwart

Stutz, Constanze; Maier, Cari

2024

https://doi.org/10.25595/2882

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Stutz, Constanze; Maier, Cari: *Über das Verhältnis von utopischen Vorgriffen und realen Eingriffen : Ein Kommentar zum widersprüchlichen Erbe sozialistischer Feminismen für die Gegenwart*, in: Open Gender Journal, Jg. 8 (2024) Nr: 1, 1–10. DOI: https://doi.org/10.25595/2882.

Erstmalig hier erschienen / Initial publication here: https://doi.org/10.17169/OGJ.2024.336

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY 4.0 Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de

Terms of use:

This document is made available under a CC BY 4.0 License (Attribution). For more information see:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.en

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

OPEN GENDER JOURNAL

Über das Verhältnis von utopischen Vorgriffen und realen Eingriffen. Ein Kommentar zum widersprüchlichen Erbe sozialistischer Feminismen für die Gegenwart

Constanze Stutz (Stutz@em.uni-frankfurt.de)
Cari Maier (maier@ifk.ac.at)

Abstract: Ausgehend von dem Sammelband „Die Neuordnung der Küchen. Materialistisch-feministische Entwürfe eines besseren Zusammenlebens“ (2023) des Kollektivs kitchen politics diskutiert der Beitrag die vermehrte Bezugnahme auf sozialistische Texte und das widersprüchliche Erbe sozialistischer Utopien in der Gegenwart. Die Autor*innen interessiert vor allem die Herausforderung, vergangene utopische Vorgriffe und reale Eingriffe einzuordnen und ihre Nicht-Institutionalisierung, ihr Wieder-Abbrechen und ihr Vergessen politisch und geschichtsphilosophisch zu begreifen – oder zumindest die Ambivalenzen davon zu thematisieren: Geht es um ein Scheitern dieser Versuche, dessen Bedingungen verstanden werden müssen, um heutige Perspektiven eines besseren, eines solidarischen Zusammenlebens möglich zu machen? Oder geht es etwa darum „die Geschichte so zu erfassen, wie sie in dem Moment erlebt wurde, in dem sie stattfand, und dabei die messianischen oder utopischen Momente dieser verlorenen Schlachten und gescheiterter sozialer Veränderung einzufangen“ (kitchen politics 2023c, 89)? Und was bedeutet das für aktuelle Bezugnahmen?

Schlagworte: Feminismus, Geschichte, Reproduktion, Sorge, Sozialismus

Eingereicht: 25. Oktober 2024
Angenommen: 02. Dezember 2024
Veröffentlicht: 17. Dezember 2024

DOI: https://doi.org/10.17169/ogj.2024.336

Forschungsförderung: Constanze Stutz erhält ein Stipendium der Hans-Böckler-Stiftung (2023–2026); Cari Maier ist aktuell Fellow am Internationalen Forschungszentrum Kulturwissenschaften der Kunstuniversität Linz in Wien.

Dieser Beitrag wurde redaktionell betreut von Kathrin Ganz und Anita Runge.

BerlinUP Journals

Dieses Werk ist im Open Gender Journal (ISSN: 2512-5192) bei Berlin Universities Publishing Journals erschienen und steht unter der Creative Commons Lizenz Attribution 4.0 International (CC BY 4.0).

Constanze Stutz und Cari Maier

Über das Verhältnis von utopischen Vorgriffen und realen Eingriffen. Ein Kommentar zum widersprüchlichen Erbe sozialistischer Feminismen für die Gegenwart

Die Zeiten sind unruhig und machen auch vor einer umfassenden Neujustierung feministischer Bewegung in Theoriebildung und Organisation(-sversuchen) nicht Halt. Während sich liberale Anrufungen einer „neuen weiblichen Subjektivität" (Truman 2002) zwischen kapitalistischer Verwertung und demokratischer Teilhabe in Staaten des globalen Nordens in den letzten Jahrzehnten weitgehend durchgesetzt haben, politisieren die transnationale feministische Streikbewegung und queere Aktivismen das im herrschenden Geschlechterarrangement Verdrängte, Ausgesparte: die gewaltvolle und hierarchische Struktur der Geschlechterverhältnisse. Gleichzeitig sind feministische Kräfte in Abwehrkämpfen gegen regressive, autoritär-konservative Politiken gebunden. Queer_feministische Politiken umfassen die alltägliche Linderung von Not, das konkrete Überleben und damit die Erprobung alternativer Formen des (Zusammen-)Lebens. Nicht nur für feministische Aktivist*innen und Theoretiker*innen stellen sich in dieser Konstellation die Fragen: Was tun? Wie sollen wir leben? neu (Adamczak 2017).

Auf der Suche nach Antworten richtet sich der Blick auch auf vergangene emanzipatorische Ansätze, Arbeit und Leben radikal anders zu organisieren. Diese Suche führt unter anderem auch zu einer Wiederentdeckung sozialistischer Feminist*innen wie Alexandra Kollontai oder Clara Zetkin, die sich in den letzten Jahren weit über die Grenzen der Theorieproduktion hinaus beobachten lässt. So fragen Kristen Ghodsee (2018), ob Frauen im Sozialismus nicht besseren Sex gehabt hätten, oder Maria Wiesner (2022), was wir von der radikal befreiten Kollontai lernen können. In einer weiteren Runde der „grausamen Zyklen von Wiederholungen" (Lerner 1995, 332) feministischer Wissens- und Theoriebildung erinnert eine neue Generation feministischer Theoretiker*innen und Aktivist*innen an sozialistische Denkerinnen und prüft deren real-utopische Strategien auf ihre Brauchbarkeit für gegenwärtige Kämpfe sowie für feministische Theorien radikalen sozialen Wandels und für Revolutionstheorien. Wir möchten im Folgenden die jüngste Publikation des Herausgeber*innenkollektivs kitchen politics, „Neuordnungen der Küchen. Materialistisch-feministische

Entwürfe eines besseren Zusammenlebens" (2023a), zum Anlass für eine eingehendere Reflexion dieser Entwicklungen nehmen.

Während Borschtsch auf dem Herd köchelt (ein passendes Rezept findet sich in der Einleitung), lädt kitchen politics zum Gespräch am Küchentisch. Die im Buch versammelten Texte erinnern an das widersprüchliche Erbe materialistisch-feministischer Utopien und Denker*innen. In Theorie- und Erinnerungstexten, in Übersetzungen und virtuellen Küchentischgesprächen wird um eine Verhältnisbestimmung materialistischer Gesellschaftstheorie und politischer Praxis in Vergangenheit und Gegenwart gerungen. Für kitchen politics ist die Frage, wie wir leben wollen, nur mit einem kritischen Blick auf vorangegangene Beantwortungsversuche beizukommen. In den versammelten Beiträgen werden historische Episoden wie die Russische Revolution oder das Rote Wien aufgerufen: kurze Episoden in der Geschichte, in denen eine emanzipatorische Umgestaltung der Gesellschaft über die radikale Reorganisation von Ökonomie, Ökologie und Beziehungsweisen gedacht und zeitweise auch realisiert werden konnte.

kitchen politics' Sammlung „materialistisch-feministische[r] Entwürfe eines besseren Zusammenlebens" – wie der Untertitel lautet – ist getragen von der Überzeugung, dass gesellschaftliche Verhältnisse nicht grundlegend verändert werden können, ohne die ‚Ordnung der Küchen' zu verändern, und gebunden an den Wunsch nach einer anderen Zukunft auch differenter Geschichten, Gegenwarten und Kämpfen; es geht „um die Erarbeitung neuer domestic utopias [...]. Vergangener Utopien, dessen, was sie zeitigten, ihrer Kraft und ihres Gestaltungswillens eingedenk, suchen wir nach Inspiration, um anders zu hoffen, und darüber nachzudenken, wie wir besser miteinander wohnen und leben können" (kitchen politics 2023b, 35). Selbst zwischen akademischer Wissensproduktion und sozialen Bewegungen positioniert, bietet das schmale Bändchen für uns einen gelungenen Anlass, die Auseinandersetzung mit anderen Formen von Zusammenleben und Fürsorge – als unabgegoltene Momente der Revolutionierung gesellschaftlicher Lebens- und Arbeitsverhältnisse – zu suchen und uns zu fragen, wie sich das Erbe sozialistischer Feminismen politisch innerhalb materialistisch-feministischer Theorie und Bewegung verorten lässt.

Vom Scheitern feministischer Utopien oder: Eine Frage der Erzählung

Der handliche Band versammelt acht Texte, die ein doppeltes Erbe verwahren. Zum einen wird in einer vielstimmigen Auseinandersetzung mit Kollontais Text „Familie und der kommunistische Staat", der in einer Neuübersetzung ab-

gedruckt wird, an ihre real-politischen Vorschläge zur Neuordnung der Sorge- und Familienverhältnisse im post-revolutionären Russland erinnert. Obgleich es „kein leichtes Unterfangen [ist], sowjetische und kommunistische feministische Entwürfe aus der Mottenkiste oder dem Giftschrank der Geschichte hervorzuholen und als Utopien zu re-aktualisieren" (kitchen politics 2023b, 10), versuchen die Autor*innen an das Erbe sozialistischer Feminismen anzuschließen, ohne die daraus entstehenden Widersprüche einzuebnen. Auch wenn es am konkreten Text von Kollontai aus unserer Perspektive viele konzeptionelle Unklarheiten gibt, kuratiert kitchen politics für diesen kurzen „Propaganda-Text" (ebd., 20) doch einen Rahmen, in dem Ambivalenzen nicht nur zugelassen, sondern auch konkret adressiert werden.

Zum anderen erinnert der Sammelband an Felicita Reuschling, die das Kollektiv kitchen politics mitbegründet hat. Reuschling war als feministische Theoretikerin und Kuratorin in unterschiedlichen künstlerischen Ausdrucksformen und theoretischen Debatten auf der Suche nach feministischen *domestic utopias* und ist 2019 verstorben. Die feministische Praxis des Erinnerns zeigt sich in einer kritisch-solidarischen Auseinandersetzung mit Reuschlings Denken und ist getragen von ihrer Überzeugung, „dass heutige Perspektiven auf ein besseres Zusammenleben Fragen nach dem Scheitern bisheriger Entwürfe aufnehmen und bearbeiten müssten." (Ebd., 8)

In der betonten Auseinandersetzung mit einem widerständigen Verständnis des Erbes sozialistischer Utopien und Denktraditionen stellt sich die Frage, warum und in welcher Form man sich überhaupt in eine Tradition und, noch einmal konkreter, in diese feministisch-materialistische stellt? Was sucht man in der materialistisch-feministischen Wahlfamilie, welche Sehnsucht nach Zugehörigkeit (zwischen *belonging* und *longing*) drückt sich hier aus? Das kritische Unterfangen, das freizulegen, woran man anschließen möchte, eine reflektierte Überprüfung des Vorangegangenen für eine feministische Erinnerungspolitik, die auf die Gegenwart zielt, ist groß und schwierig. Die Bezüge, die man wählt, um die Geschichte feministischer Entwürfe solidarischer Lebensweisen aufzurollen, prägen die Form feministischer Erinnerungspolitik und damit die Erzählungen, Vorstellungswelten und Handlungsfelder, auf die feministische Aktivist*innen und Denker*innen überhaupt zurückgreifen können.

Diese Herausforderung zeigt sich nicht zuletzt in unterschiedlichen Konzeptionen und Umgängen damit, wie vergangene utopische Vorgriffe und reale Eingriffe eingeordnet und ihre Nicht-Institutionalisierung, ihr Wieder-Abbrechen und ihr Vergessen begriffen, letztlich gewertet werden. Geht es um ein Scheitern dieser Versuche, dessen Bedingungen verstanden werden müssen, um heutige Perspektiven eines besseren, solidarischen Zusammenlebens möglich zu ma-

chen? Oder geht es im Anschluss an Walter Benjamin darum, „die Geschichte so zu erfassen, wie sie in dem Moment erlebt wurde, in dem sie stattfand, und dabei die messianischen oder utopischen Momente dieser verlorenen Schlachten und gescheiterter sozialer Veränderung einzufangen“ (kitchen politics 2023c, 89)?

Die Texte und Gespräche des Sammelbands bleiben in dieser Frage uneindeutig und verweisen auf verschiedene geschichtsphilosophische Bezüge. Während Reuschling in ihren Texten zumeist Fragen nach dem Scheitern bisheriger real-utopischer Entwürfe perspektiviert, bezieht sich Darja Klingenberg auf das Aufblitzen emanzipatorischer Möglichkeiten, wie sie sich im Moment ihrer Wirklichkeit dargestellt haben. Deutlich wird dies unter anderem in der Mehrstimmigkeit des Gesprächs am virtuellen Küchentisch – „Materialistische Utopien und (post-)sozialistischer Feminismus“ –, für das sich Mitglieder des Herausgeber*innenkollektivs mit anderen Wissenschaftler*innen und Aktivist*innen zusammengefunden haben, um Kollontais Text zu diskutieren. Auch wenn der jeweilige theoretische Hintergrund nicht immer expliziert wird, gelingt es in der Konstellation des Gesprächs über die differenten Lesarten von Kollontais Text, die gemeinsame Suche nach einer Verknüpfung mit der eigenen Erfahrung, dem politischen Wollen abzubilden. Dabei ist es nicht allein die Pluralität der Stimmen, sondern vielmehr das transversale Miteinander-im-Gespräch-Sein, die Bezugnahme aufeinander und auf ein geteiltes politisches Projekt, das Kollontais utopische Konzeption anderer Familien- und Geschlechterverhältnisse für heutige Diskussionen aufzuschließen vermag. Die gemeinsame Diskussion der Lebensweltreformen der Achtundsechziger in Westdeutschland mit sozialistischen Utopien in einem kurzen Text von Michel Raab und einem weiteren von Reuschling zu „Motiven des Scheiterns und des Funktionierens“ weisen in eine ähnliche Richtung. Außerdem diskutiert Klingenberg im Spannungsraum zwischen realisierten Utopien und ihrem Scheitern die Qualität der Verwirklichung: „Diese Spannung zwischen den fortschrittlichen oder utopischen Ideen und ihrem Scheitern stellt für mich die Frage nach der Qualität und den Produktionsbedingungen der Waren, der Beziehungen oder der Dienstleistungen ins Zentrum revolutionärer Anstrengungen.“ (Ebd., 84)

Die Erzählung eines vermeintlichen „Scheiterns“ real-utopischer Entwürfe setzt ein modernes, lineares Fortschrittsdenken voraus. Neben Motiven einer geradlinigen Fortschrittsgeschichte lebensweltlicher, real-utopischer Reformen und Revolutionen, deren Scheitern wir begreifen müssen, um weiter an solidarischen Formen des Zusammenlebens arbeiten zu können, finden sich andere Narrationen und geschichtsphilosophische Implikationen, um aus dem Fortschrittsnarrativ herauszukommen. Die Texte folgen keiner einheitlichen Erzählung, sondern öffnen einen vielstimmigen Raum, in dem es möglich wird, ge-

meinsam darüber nachzudenken, wie auch „Ernüchterung als Teil der Kämpfe darum, eine Utopie in die Realität umzusetzen“ (kitchen politics 2023c, 89), verstanden werden kann. Und so drängt immer wieder „das echte Leben […] in die theoretische Diskussion herein“ (ebd., 90).

Über Sorge und utopische Vorgriffe

Der Rückgriff auf Kollontais Text „Familie und der kommunistische Staat“ eröffnet nicht nur eine Perspektive auf den Traum, „dass eine andere Welt möglich ist“ (kitchen politics 2023c, 89). Kollontai formuliert für uns auch konkrete Anhaltspunkte, wie dieser Traum aussehen könnte. So enthalten diese Konkretisierungen als Kind(er) ihrer Zeit auch utopische Vorgriffe für die Organisation von Sorge, die sich zwar vor dem Hintergrund veränderter (Re-)Produktionsverhältnisse aktuell anders zeigen, aber dennoch Potenzial für materialistisch-feministische Entwürfe eines besseren Zusammenlebens bergen. kitchen politics richtet sich mit dem Band an feministische Genoss*innen, die spätere Volkskommissarin für Soziale Fürsorge Kollontai adressiert mit ihrem Text die sozialistischen Arbeiterinnen. Sie will ihnen die letzten Sorgen hinsichtlich der revolutionären Umwälzungen und der damit einhergehenden Abschaffung der Familie im bekannten Sinne nehmen. „Mögen sich die Arbeiterinnen und Mütter nicht fürchten“ (Kollontai 2023, 61), die Kollektivierung und Auslagerung von Haus- und Reproduktionsarbeit werde sie von ihrer Last befreien, Teil ihres neuen Alltags werde „die abendliche Stunde mit einem guten Buch, de[r] Besuch einer Versammlung, eines Konzerts oder einer Demonstration“ (ebd., 58). Der kommunistische Staat eile auch bei der Kinderbetreuung zur Hilfe, die „ja in der kapitalistischen Ordnung zu oft, eine schwere, unerträgliche Last“ (ebd., 59) darstellt. Die Familie im bekannten Sinne wird sich, so Kollontai, selbst abschaffen, sie wird nicht mehr gebracht, denn „[d]ie Gesellschaft nimmt die materielle Versorgung und Erziehung der Kinder auf sich, die Freude der Vaterschaft und Mutterschaft überlässt sie jedoch denen, die fähig sind, diese Freuden zu verstehen und zu fühlen.“ (Ebd., 62)

Kollontais verlockende Vorstellung wird mit dem Sammelband in den Möglichkeitsraum feministischer Theorie und Praxis geholt: die Liebesbeziehung als Assoziation freier Liebender, in einer „kameradschaftliche[n] und herzliche[n] Vereinigung von zwei freien und selbstständigen, arbeitenden, gleichgestellten Mitgliedern der kommunistischen Gesellschaft“ (ebd., 62), in der „Hausarbeit […] nicht länger notwendig“ ist (ebd., 54), weil der Staat sie übernimmt. Die Herausgeber*innen setzen Kollontais Text in eine Tradition, die aufgrund der

neuen Lebens- und Beziehungsweisen jenseits von familialistischen Abhängigkeiten auch den Weg für queere Wahlfamilien bahnt. Kollontais „[n]eue Form der Beziehung zwischen Mann und Frau" (Kollontai 2023, 62) als queere Utopie sowie das notwendige Absterben der Familie als Abolitionismus zu lesen, ist aber eindeutig strittig, zumal sie eine Utopie zeichnet, in der sie das Geschlecht der Genoss*in denaturalisiert, die Koppelung von Reproduktion an Sexualität dabei zwar aufbricht, durch die notwendige Reproduktion der Arbeiter*innen einerseits und die Verknüpfung mit heterosexuellen Zuschreibungen andererseits aber auch verstärkt. Für einen kurzen historischen Moment rückt dennoch greifbar nahe, wofür viele Feminist*innen kämpfen: eine Vergesellschaftung von Reproduktionsarbeit und damit einhergehend die mögliche Suspendierung gesellschaftlicher Sphären samt der bürgerlichen Kleinfamilie. „Die Frau in der kommunistischen Gesellschaft ist nicht mehr von ihrem Ehemann abhängig" (ebd., 63), sie ist „selbstständig" und „frei". Ein realer Zugewinn an Freiheit und persönlicher Unabhängigkeit also, der bis heute vermutlich auch das effektivste Mittel zur Bekämpfung häuslicher Gewalt darstellen würde.

Doch welche Vorstellung von sorgender Beziehung und genoss*innenschaftlicher Kollektivität malt Kollontai hier für uns aus? Was bleibt als uneingelöstes Erbe bei Kollontai, das für feministische Utopien ausgegraben werden soll, obwohl – Marija Grujicc zufolge – „Sorgearbeit und Hausarbeit im Zentrum ihrer Fehlkonstruktion des Utopischen" (kitchen politics 2023c, 75) stehen? So lösen sich zwar Frauen im kommunistischen Staat von persönlichen Abhängigkeiten, diese verschieben sich aber hin zu einer Abhängigkeit von „ihrer Arbeitskraft" (Kollontai 2023, 63), was sie zu perfekten, am männlichen Ideal der Autonomie orientierten Subjekten macht. Reuschling formuliert im Beitrag „Familie im Kommunismus" die Kritik, dass die kapitalistische Trennung und Entwertung reproduktiver Arbeit bei Kollontai bestehen bleibe und damit eine „kapitalistische Bewertung von Arbeit" (Reuschling 2023a, 94) unter kommunistischen Vorzeichen fortgesetzt werde. Insbesondere erscheint Kollontais Vorstellung im neoliberalen Kapitalismus zumindest für einige wenige Personen auf perfide Weise verwirklicht. „Diese Utopie ist also auf eine sehr spezifische Weise entlang von Klassenpositionen realisiert worden – nicht durch den Staat, sondern durch den Markt" (kitchen politics 2023c, 87), wie Sarah Speck anmerkt. Bei Kollontai impliziert dieses Freiheitsversprechen die Abhängigkeit vom Arbeiterstaat, der diesen Arbeitsplatz und den damit einhergehenden Wohlstand sicherstellt. Dieser ermögliche eine rationale, selbstbestimmte Subjektivität, die freie Liebe und das Phantasma der Autonomie, innerhalb eines sicheren Rahmens: des Kollektivs.

Vor dem Hintergrund der Erkenntnis, dass staatliche Fürsorge mitunter kontrolliert, pathologisiert und einsperrt, kann dieser Rückgriff auf den Staat als

monolithisch konstruiertem Block zu einer autoritären Rettungsphantasie verkommen. Auch wenn sich die Russische Revolution durchaus anders hätte entwickeln können, sind Kollontais Vorstellungen für aktuelle Politiken ambivalente Bezugspunkte. Gesellschaftliche Kräfteverhältnisse in den Blick nehmend, zeigt sich deutlich, dass der Staat sowohl direkt Kinderbetreuung, Pflege und Fürsorgeeinrichtungen entlang gesellschaftlicher Ungleichheiten organisiert als auch indirekt die rechtlichen Bedingungen für die Auslagerung an Migrant*innen schafft. Die Verwirklichung der Emanzipationsversprechen beschränken sich heute auf einen kleinen Kreis als Frauen benannter, besitzender, Weißer Personen. Ein bürgerlich-kapitalistischer Staat, der auf der unbezahlten Arbeitskraft kolonialisierter oder feminisierter Körper basiert (Mills 1997; Pateman 1988), ist nicht mit einem kommunistischen Idealstaat zu vergleichen – so die geteilte Hoffnung von Kollontai, den Herausgeber*innen und auch von uns. Doch gerade weil der Organisation von Sorge so viel Bedeutung zugesprochen wird, wäre es aus aktueller Perspektive fatal zu fordern, Fürsorge sei an einen „autoritären paternalistisch-fürsorglichen Staat" (kitchen politics 2023b, 27) abzugeben.

Nun aber angenommen, der Staat übernehme alle ‚nervigen' Reproduktionsarbeiten für uns, so bleibt die Frage, welche Sorgebeziehungen fortbestehen. Kollontais Vorschlag verspricht eine Art reine Beziehung, frei von Gewalt, Eigentumsvorstellungen und Abhängigkeiten. Damit wäre sie auch befreit von emotionalen Abhängigkeiten und der mühsamen und ungleich verteilten Beziehungsarbeit. Im historisch offenen Raum nach der Russischen Revolution und der Übernahme der Staatsmacht schlägt Kollontai vor, die Verantwortung füreinander aus dem vermeintlich Privaten zu lösen und sie zu vergesellschaften. Dies impliziert eine andere Form der Subjektivierung, die das Verhältnis von Autonomie und Abhängigkeit potenziell anders denk- und politisierbar macht. Zurück bleibt ein Unbehagen, Beziehungen, die auch Arbeit, ein Commitment, temporäre Grenzüberschreitungen und Asymmetrien bedeuten, in einer sozialistischen Gesellschaft von uns weisen zu sollen. Reuschlings Vorschlag, diese Frage in die Zukunft zu verschieben und „alltäglich, konkret in einer befreiten Gesellschaft auszuhandeln" (Reuschling 2023a, 101), lässt uns aber ebenso unzufrieden (weil ohne jede Imagination des Ersehnten) zurück.

Rückblickend lässt sich aufgrund der Form des Textes von Kollontai nur schwer beurteilen, ob die konzeptionellen Schwachstellen und die historischen Vereinfachungen notwendige Verkürzungen im Kontext politischer Propaganda waren oder auf die durchscheinende bürgerliche und patriarchale Ideologie verweisen. So ist auch ein heutiger Rückgriff auf Kollontais Konzeption anderer Sorge- und Arbeitsverhältnisse vielleicht nicht ohne Idealisierungen möglich, auch um der starken Anziehungskraft eines Rückzugs ins Private zu widerste-

hen und dabei das eigene Bedürfnis nach Sicherheit nicht zu übergehen. Gibt doch, wie Reuschling argumentiert, die monogame Liebesbeziehung und die bürgerliche Familie ein Sicherheitsversprechen, das, über Dauerhaftigkeit vermittelt, „rechtsstaatlich legitimierte Sorgebeziehungen und Eigentumsgemeinschaften miteinander verknüpft" (Reuschling 2023b, 113). Im Nachdenken über feministische Entwürfe eines besseren Zusammenlebens gilt es, den idealisierten Rückgriff auch wieder zu fragmentieren und die Ambivalenzen darin sichtbar zu machen. Denn wir können eine Ausweitung der Liebe auf potenziell alle Genoss*innen begehren und an der Möglichkeit festhalten, sich anders als waren- und eigentumsförmig aufeinander zu beziehen, und zugleich reflektieren, dass die Festlegung, wer zum Kreis der Genoss*innen gehört, ein autoritäres Moment in sich trägt. Nicht zuletzt in konkreten Fragen der Organisierung, der Konstituierung von Kollektiven und Beziehungsweisen, im Hinwenden zur Praxis drängt sich die Frage nach den Bedingungen von Ein- und Ausschluss notwendig auf.

Mögen sich auch heute die feministischen Genoss*innen vor dieser Auseinandersetzung nicht fürchten!

„Die Neuordnung der Küchen" ist durchzogen von der Frage, wie sich die Ideen einer anderen Welt in Stadtpolitiken, der Architektur sowie den Designs der Küchen materialisieren. Leser*innen werden motiviert, auch eigene Utopien zu entwickeln, recht konkret auf die Räume bezogen, die uns umgeben: die Küche, aber auch die Straßen und Städte. Dieses Bändchen mit konkreten Projekten zu beschließen, nämlich wie feministischer Städtebau heute in Berlin diskutiert wird, lesen wir als (auch geschichtsphilosophische) Positionierung des Kollektivs: Begegnen wir der Geschichte des Scheiterns mit anderen Geschichten! „Gruppen wie Stadt von Unten [versuchen] bisher recht erfolgreich, die politischen und ökonomischen Bedingungen für eine Stadt der Reproduktion durch den politischen Blick einer Bewegung zu verschieben" (Reuschling 2023c, 187). Diese politische Kraft „von unten", in einem offenen Sinne verstanden, verschiebt den Fokus darauf, dass die Verhältnisse stets umkämpft sind, und trotzt so der autoritär-sozialistischen Gewissheit, eigentlich schon genau zu wissen, wie die Utopie zu verwirklichen ist.

Über die Bedingungen anderer Sorgeverhältnisse müssen wir von den WG-Küchentischen, den Streikküchen auf den Straßen sowie den Kantinen aus nachdenken, um nicht hinter die Analysen und notwendigen Interventionen der letzten 100 Jahre zurückzufallen und den differenten verkörperten Erfahrungen

von Sorgenden und Umsorgten gerecht zu werden. Auch gilt es, der Homogenisierung als Lohnarbeiter*in zu widerstehen und die konkrete, historisch materialisierte Gewalt zu benennen, die zu so verschiedenen Erfahrungen führt. Differenz ist keine Gefahr für eine notwendige und kollektive revolutionäre Umwälzung. Wenn sie verleugnet wird, schlägt das wichtige Beharren auf dem Geteilten in ein liberales Moment um, das die affirmative Bezugnahme und damit auch die Narration über diese historisch konkreten (möglicherweise auch utopischen) Möglichkeitsräume Gleichheit auf Kosten der Differenz propagiert und damit Gewalt nivelliert. Im schlimmsten Fall enthält dieses liberale Phantasma das autoritäre Begehren, ein starker Staat solle diese (vermeintlich ‚unser aller') Utopie verwirklichen.

Umso mehr empfehlen wir diesen Versuch, neben einer Idealisierung in der Wiederaneignung von sozialistischen Feminist*innen auch eine Thematisierung der Ambivalenzen in Abhängigkeiten, Beziehungen und Sorgeverhältnisse zuzulassen. Kollektiver Widerstand, der der Homogenisierung trotzt, ergibt sich dann nicht per se in der geteilten Erfahrung, als Voraussetzung des politischen Subjekts, sondern, wie Verónica Gago für die feministischen Streiks in Argentinien hervorhebt, „das Gemeinsame entsteht durch das situierte und transversale Infragestellen von Gewalt" (Gago 2021, 74). Dies impliziert auch eine Offenheit, das Festhalten an Fluidität – auch hinsichtlich binärer Geschlechterkategorien.

Die Genoss*innen von kitchen politics konfrontieren Leser*innen mit zentralen Bedingungen, die es für ein besseres Zusammenleben für alle bräuchte. Der Bezug auf Kollontai im konkreten und auf sozialistische Feminismen im Allgemeinen kann dafür aber nur öffnend, vielstimmig und kritisch-reflektierend produktiv sein. Mögen sich auch heute die feministischen Genoss*innen vor dieser Auseinandersetzung nicht fürchten!

Literatur

Adamczak, Bini (2017): Beziehungsweise Revolution. 1917, 1968 und kommende. Berlin: Suhrkamp.

Gago, Verónica (2021): Für eine feministische Internationale. Wie wir alles verändern. Münster: Unrast.

Ghodsee, Kristen Rogheh (2019): Warum Frauen im Sozialismus besseren Sex haben und andere Argumente für ökonomische Unabhängigkeit. Aus dem Englischen von Richard Barth und Ursel Schäfer. Berlin: Suhrkamp.

kitchen politics (Hg.) (2023a): Die Neuordnung der Küchen. Materialistisch-feministische Entwürfe eines besseren Zusammenlebens. Münster: edition assemblage.

kitchen politics (2023b): Wie wir wohnen und leben wollen. Revisionen materialistisch-feministischer Utopien. In: kitchen politics (Hg.): Die Neuordnung der Küchen. Materialistisch-feministische Entwürfe eines besseren Zusammenlebens. Münster: edition assemblage, 7–46.

kitchen politics (2023c): Materialistische Utopien und (post-)sozialistischer Feminismus. Ein Gespräch am virtuellen Küchentisch. In: kitchen politics (Hg.): Die Neuordnung der Küchen. Materialistisch-feministische Entwürfe eines besseren Zusammenlebens. Münster: edition assemblage, 67–90.

Kollontai, Alexandra (2023): Familie und der kommunistische Staat. In: kitchen politics (Hg.): Die Neuordnung der Küchen. Materialistisch-feministische Entwürfe eines besseren Zusammenlebens. Münster: edition assemblage, 47–66.

Lerner, Gerda (1995): Die Entstehung des feministischen Bewußtseins. Vom Mittelalter bis zur ersten Frauenbewegung. Frankfurt: Campus Verlag.

Mills, Charles W. (1997): The Racial Contract. Ithaca: Cornell University Press.

Pateman, Carol (1988): The Sexual Contract. Cambridge: Stanford University Press.

Reuschling, Felicita (2023a): Familie im Kommunismus. Zur Abwertung reproduktiver Arbeit und der Fortschreibung kapitalistischer Geschlechterarrangements in der Sowjetunion. In: kitchen politics (Hg.): Die Neuordnung der Küchen. Materialistisch-feministische Entwürfe eines besseren Zusammenlebens. Münster: edition assemblage, 91–102.

Reuschling, Felicita (2023b): Motive des Scheiterns und Funktionierens. Eine kritische Geschichte utopischer Familienentwürfe. In: kitchen politics (Hg.): Die Neuordnung der Küchen. Materialistisch-feministische Entwürfe eines besseren Zusammenlebens. Münster: edition assemblage, 103–116.

Reuschling, Felicita (2023c): Eine feministische Perspektive für Berlin heute. In: kitchen politics (Hg.): Die Neuordnung der Küchen. Materialistisch-feministische Entwürfe eines besseren Zusammenlebens. Münster: edition assemblage, 175–189.

Trumann, Andrea (2002): Feministische Theorie. Frauenbewegung und weibliche Subjektbildung im Spätkapitalismus. Stuttgart: Schmetterling.

Wiesner, Maria (2022): Radikal selbstbestimmt. Ihrer Zeit weit voraus: was wir von Alexandra Kollontai lernen können. Hamburg: HarperCollins.